

Es gilt das gesprochene Wort!

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck
„... damit alle eins seien.“ (Joh 17, 21)

Vortrag beim ökumenischen Abend
des Katholischen Akademikerverbands Ruhr, der Evangelischen Akademikerschaft Deutschland e.V. LV Rheinland und der Evangelischen Erlöserkirchengemeinde
Essen-Holsterhausen

Donnerstag, 19. Januar 2017, 18.00 Uhr

Sehr geehrte Frau Superintendentin Greve,
sehr geehrter Herr Dr. Diersch,
sehr geehrter Herr Professor Kregel,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Ich freue mich, heute bei Ihrem Ökumenischen Abend zu Gast zu sein. Ihnen, den Verantwortlichen des Katholischen Akademikerverbandes, der Evangelischen Akademikerschaft und der evangelischen Erlöserkirchengemeinde danke ich sehr herzlich für Ihre Einladung, zu Beginn des Reformationsjahres 2017 über die Ökumene zu sprechen.

I.

Ich habe diese Einladung sehr gerne angenommen, weil mir als Ruhrbischof das Miteinander insbesondere zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche ein besonderes Anliegen ist. Ich verbinde mit diesem Anliegen große Hoffnungen für unsere gemeinsame Zukunft als Christen im Ruhrgebiet. Und ich möchte Ihnen heute Abend gerne erläutern, warum diese Hoffnungen aus meiner Sicht gerade jetzt im Reformationsjahr gut begründet sind, solange sie – und auch darauf will ich gerne eingehen – realistisch und theologisch aufrichtig bleiben.

Gleichzeitig freue ich mich, dass Sie diesen Abend unter das Wort unseres Herrn gestellt haben, der im Gebet zu seinem Vater um die Einheit seiner Jünger bittet: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“ (Joh. 17,21).

Damit und durch den liturgischen Rahmen dieses Abends wird deutlich, dass es heute nicht um einen historischen, einen politischen oder literarischen Zugang zur Reformation und zu Martin Luther geht. Für all das – und auch für vieles äußerst Fragwürdige – bietet das Reformationsjahr 2017 einen Anlass. Denn neben zahlreichen klugen Büchern und Veranstaltungen entgeht auch Martin Luther in diesem Jahr nicht der Vermarktungsmaschinerie einer nicht selten oberflächlichen Erinnerungskultur, die ein Ereignis aus einer uns völlig fremden Epoche unreflektiert in die Gegenwart überträgt und zur Projektionsfläche moderner Ideen und Vorstellungen macht.

Das alles soll jetzt aber nicht unser Thema sein. Auch wenn ich mich hier im Kreise von Akademikern befinde, möchte ich als Bischof die vielen möglichen akademischen Zugänge zu Martin Luther beiseitelassen. Vielmehr soll es um die theologische Fundamentalüberzeugung

gehen, dass Christus „eine einige und einzige Kirche“ gewollt hat, wie es im Ökumenismusdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils heißt (Unitatis redintegratio, Nr. 1). Aus der Spannung zwischen dieser auf das Gebet Jesus zurückgehenden Überzeugung und der Realität, dass es heute eine Vielzahl von Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften gibt, erwächst der Auftrag, die Einheit der Christen wiederherzustellen. Wie also stehen die Chancen, dieses Ziel aller ökumenischen Bemühungen zu erreichen? Was können wir tun, um der Einheit näher zu kommen? Und wo stehen wir heute, 500 Jahre nach der Reformation?

II.

Ich beginne mit der letzten Frage: Wo stehen wir 500 Jahre nach der Reformation? Um das Besondere und ökumenisch Hoffnungsvolle des Jahres 2017 zu verstehen, muss man zunächst an die früheren Lutherjubiläen erinnern. Diese waren vor allem aufwändig gestaltete und sorgfältig inszenierte Feiern der Abgrenzung. Die gegensätzlichen Ansichten der Konfessionen traten besonders deutlich zu Tage. Von evangelischer Seite wurden sie in der Regel dazu genutzt, die Existenz des protestantischen Christentums als der besseren Kirche zu rechtfertigen. Dies geschah vor allem auf Kosten der Katholiken, das heißt durch oft scharfe und herabsetzende Kritik an der katholischen Frömmigkeit und dem katholischen Kirchenverständnis sowie durch eine Stilisierung Luthers als Befreier vom römischen Joch. Die katholische Kirche wurde zudem gerne als im finsternen Mittelalter verhaftete Institution charakterisiert, wogegen mit Luther das helle Licht der Neuzeit in die Welt und die Kirche gekommen war. Umgekehrt nutzten die Katholiken diese Gedenktage, um den Protestanten die Abspaltung von der wahren, von Christus gestifteten Kirche, ihren heiligen Lehren und damit letztlich vom Evangelium vorzuwerfen. Auch mit beleidigenden Darstellungen des Reformators war man nicht zimperlich. Als 1917 das letzte Jahrhundertjubiläum des legendären Wittenberger Thesenanschlags mitten im Ersten Weltkrieg gefeiert wurde, führten politische Interessen dazu, dass Luther zudem in die Reihe der deutschen Nationalhelden aufgenommen wurde.

All das war zwar lange her, wirkte aber noch nach, als vor mehr als zehn Jahren das Datum 2017 in den Blick kam. Wie gehen wir, die Christen in Deutschland, mit diesem Jahrhundertereignis um? „500 Jahre Reformation, ein halbes Jahrtausend Protestantismus als Kirche der Freiheit, das muss ein riesiges Fest werden mit einer zehnjährigen Vorbereitung, einer Lutherdekade“, so hieß es bald in der evangelischen Kirche in Deutschland. „500 Jahre Kirchenspaltung mit all ihren Folgen, von den blutigen Religionskriegen des 17. Jahrhunderts in Europa bis zum Kleinkrieg zwischen Katholiken und Protestanten, von dem die Älteren noch heute erzählen können“, das kann für uns kein Grund zum Feiern sein, so die Antwort der katholischen Seite.

Trotz jahrzehntelanger Ökumene schienen nun alte Wunden wieder aufzubrechen. Auch nach vielen Fortschritten in der theologischen Verständigung – ich nenne nur die 1999 in Augsburg unterzeichnete Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre und die gegenseitige Anerkennung der Taufe 2007 in Magdeburg – und trotz der inzwischen vielfach gelebten Ökumene in den Gemeinden schien der Bruch zwischen den Konfessionen noch nicht geheilt. Die beginnenden Planungen in der evangelischen Kirche, die scheinbar auf ein Jubelfest hinauslaufen sollten, taten uns Katholiken weh. Und die ablehnende Haltung der Katholiken – „Da gibt es nichts zu feiern“ – schmerzte die Protestanten.

Ich überspringe jetzt die Jahre der weiteren Vorbereitung und möchte zusammen mit Ihnen an den Anfang des Reformationsjahres gehen, das ja bereits am 31. Oktober 2016 begonnen hat. An diesem Tag kam es zu zwei bedeutenden Ereignissen, von denen man bei aller Vorsicht zumindest das erste wohl als historisch bezeichnen kann.

Im schwedischen Lund haben Papst Franziskus und der Präsident des Lutherischen Weltbundes, Bischof Mounib Younan, mit weiteren Vertretern der katholischen Kirche und der Lutheraner gemeinsam einen Gottesdienst gefeiert und damit *gemeinsam* das Gedenken an 500 Jahre Reformation eröffnet. In der Erklärung, die Papst Franziskus und Bischof Younan am Ende des Gottesdienstes unterzeichnet haben, ist die Rede von einer „tiefen Dankbarkeit (...) für die geistlichen und theologischen Gaben, die wir durch die Reformation empfangen haben“. Und in Berlin wurde bei der deutschen Feier zur Eröffnung des Reformationsjahres die Martin-Luther-Medaille zum ersten Mal an einen Katholiken, und zwar an Kardinal Lehmann, verliehen. Und schon vor diesen beiden wirklich bemerkenswerten Ereignissen haben bereits im Frühsommer 2015 der Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, in einem Briefwechsel vereinbart, das Reformationsjahr 2017 in ökumenischer Gemeinsamkeit als „Christusfest“ zu begehen.

Damit war klar, dass 2017 nicht zu einem „Betriebsjubiläum der evangelische Kirche“ werden würde, sondern dass das ursprünglich Anliegen Martin Luthers im Mittelpunkt stehen sollte. Ihm ging es darum, das Evangelium von Jesus Christus, wie es die Heilige Schrift bezeugt, ins Zentrum zu rücken und dabei vor allem die Botschaft von der freien Gnade Gottes herauszustellen. Der damit verbundene Ruf zur Umkehr und geistlichen Erneuerung – so konnten jetzt Protestanten und Katholiken gemeinsam sagen – sollte 2017 neu gehört werden.

Zum ersten Mal ist es also gelungen, bildlich gesprochen nicht Rücken an Rücken, sondern Seite an Seite, nicht gegeneinander, sondern miteinander den Blick auf die Reformation und ihr geistliches Anliegen zu richten. Zum ersten Mal stehen nicht Polemik, gegenseitige Schuldzuweisung und Profilierung auf Kosten des Anderen im Vordergrund, sondern die Erkenntnis, dass beide Konfessionen ihren je spezifischen Anteil an der Trennungsgeschichte zwischen Katholiken und Protestanten haben. Auf diesem Hintergrund habe ich in meinem Bischofswort zum Jahr 2017, das am vergangenen Sonntag in allen Gottesdiensten im Bistum Essen verlesen wurde, meine Überzeugung zum Ausdruck gebracht, dass wir an der Schwelle zu einer neuen Gemeinsamkeit im Glauben stehen. Und ich habe hinzugefügt, dass die Hoffnung auf eine solche neue Gemeinsamkeit im Glauben möglich geworden ist durch die Heilung vieler Wunden, die die Trennung geschlagen hat.

III.

Bevor ich darauf eingehe, welche Chancen sich ganz konkret aus dieser ökumenisch sehr erfreulichen Entwicklung ergeben und wo es gleichzeitig auch nach wie vor offene Fragen gibt, möchte ich kurz erläutern, was es mit dem Heilen der Wunden auf sich hat. Wie ist die ökumenische Verständigung im Vorfeld des Reformationsjahres gelungen? Wo lagen die Schlüssel für einen neuen Blick auf die Trennungsgeschichte der Kirchen?¹

¹ Vgl. zum Folgenden „Erinnerung heilen – Christus bezeugen. Ein gemeinsames Wort zum Jahr 2017. Herausgegeben von der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Hannover/Bonn 16.09.2016.

Hier sind zwei Dinge zu nennen. Zum einen wurde auf Erfahrungen aus Prozessen eines *Healing of Memories*, zu Deutsch: Heilung der Erinnerung, zurückgegriffen. Zum anderen wurden diese Erfahrungen ausdrücklich auf die Theologie der Versöhnung bezogen, die wir in der Bibel finden und die besonders bei Paulus entfaltet wird.

Healing of Memories-Prozesse, wie zum Beispiel die Aufarbeitung der Schrecken des Apartheid-Regimes in Südafrika, gehen von der Erfahrung aus, dass lang andauernde Konflikte aufgrund der gegenseitigen Verletzungen zu einer Polarisierung und zu gegensätzlichen Erinnerungen und Erzählungen führen. Jede Seite hat ihre eigene Version der Geschichte, in der sich das negative Bild der anderen Seite immer mehr verfestigt und in den Dienst der eigenen Identitätsbildung gestellt wird, die gleichzeitig den Anderen abwertet. So bleiben gegenseitige Verletzungen, die im Verlauf der Geschichte entstanden sind, im kollektiven Gedächtnis haften und wirken lange über das eigentliche Ereignis hinaus.

Solche Erinnerungen belasten das Miteinander oft auch dann noch, wenn die Gründe für den Konflikt längst entfallen sind. Sie können aber geheilt werden, wenn sich die Beteiligten ihre Geschichten unter der Perspektive der Versöhnung gegenseitig erzählen, wenn sie die Perspektive der anderen Seite einnehmen und sich gegenseitig klar machen, was sie einander angetan haben und was jede Seite erlitten hat. Versöhnung heißt dabei im biblischen Sinn nicht, dass Schuld und Leid vergessen oder verdrängt würden. Versöhnung ist nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift möglich, weil Gott sich der Schuld annimmt und Vergebung schenkt, wenn wir aufrichtig darum bitten und selber Vergebung gewähren.

Im Vorfeld des Reformationsjahres ist es nun gelungen, einen solchen Prozess der Heilung der Erinnerung zu beginnen. Dabei geht es nicht darum, die Geschichte umzuschreiben, sondern die jeweilige Erinnerungskultur aus ihrer Funktion als ein Mittel der Abgrenzung herauszulösen und zu einem Mittel der Versöhnung werden zu lassen. So können die Verletzungen aus der Geschichte, die Wunden, die die Trennung unserer Kirchen geschlagen hat, vernarben und diese Narben können – so unsere Hoffnung – in Zukunft berührt werden, ohne dass es schmerzt.

Ein erstes Ergebnis in diesem Prozess der Heilung der Erinnerung ist ein gemeinsames Wort der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland, das ich Ihrer Lektüre sehr empfehlen möchte. Es trägt den Titel „Erinnerung heilen – Christus bezeugen“ und ist im September des letzten Jahres herausgegeben worden. Zusammen mit dem Text, der an konkreten Beispielen zeigt, wie die Reformation zu Verletzungen geführt hat, und wie gleichzeitig heute auch Heilung möglich ist, wurde der Entwurf für einen ökumenischen Buß- und Versöhnungsgottesdienst veröffentlicht. Ich bin sehr dankbar dafür, dass wir diesen Gottesdienst als einen weiteren Schritt der Heilung der Erinnerung mit Mitgliedern der Deutschen Bischofskonferenz und Mitgliedern des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland am Vorabend des zweiten Fastensonntags in Hildesheim feiern werden. Damit der Prozess der Heilung der Erinnerung eine möglichst große Wirkung entfalten kann und möglichst viele Christen beider Konfessionen einbezieht, sind alle Gemeinden eingeladen, ähnliche Gottesdienste auch vor Ort zu feiern. Bereits am kommenden Sonntag – auch darüber freue ich mich sehr – werde ich gemeinsam mit Präses Manfred Rekowski im Essener Dom einen ökumenischen Versöhnungsgottesdienst feiern, an dem auch Sie, liebe Frau Superintendentin Greve,

teilnehmen werden und zu dem ich Sie alle sehr herzlich einlade.

IV.

Wenn das so ist, dass sich beide Konfessionen auf einen Weg der Heilung der Erinnerung geben, wenn das Reformationsgedenken uns nicht trennt, sondern zusammenführt, wenn das Miteinander zwischen Protestanten und Katholiken hier und auch anderswo so gut funktioniert, dann – so höre ich die ökumenisch Ungeduldigen sagen – dann beendet doch endlich die Trennung! Begrabt endlich den Streit um den Papst und das Abendmahl, um die Frauenordination und den Zölibat, um die Zahl der Sakramente und die Bilder in der Kirche! 500 Jahre nach der Reformation ist 2017 doch *die* Gelegenheit, die Einheit der Kirche wieder herzustellen!

Doch so sympathisch und plausibel sich solche Forderungen auf den ersten Blick auch anhören, bei näherer Betrachtung ist die Sache dann doch deutlich komplexer. Denn wie soll eine auf die Schnelle herbeigeführte Einheit der Kirchen aussehen? Nach welchem Modell sollten wir uns einigen? Nehmen wir den kleinsten gemeinsamen Nenner und schaffen alles ab, was nicht konsensfähig ist? Dann wird die geeinte Kirche eine gesichtslose und geistlich verarmte Organisation, die niemandem religiöse Heimat bieten und kaum attraktiv sein kann. Erklären wir einfach, ab sofort gemeinsam *eine* Kirche zu sein, in der dann jeder einfach so weiter macht wie bisher? Eine solche Mogelpackung würde wohl selbst die glühendsten Befürworter von „Ökumene jetzt“ nicht überzeugen. Soll es im Stil von Koalitionsverhandlungen gehen? Gebt ihr den Zölibat auf, dann verzichten wir auf die Frauenordination? Und bei der Zahl der Sakramente treffen wir uns halbwegs in der Mitte, sagen wir bei vier oder fünf? Wir sehen sofort, dass solche Verfahren, die in der Politik für Kompromisse sorgen und Stillstand vermeidet, bei Fragen des Glaubens mehr als unangebracht wirken.

Daher plädiere ich dafür, nüchtern zu bleiben im Wissen darum, was uns immer noch trennt. Das gilt ausdrücklich auch für die Gemeinschaft am Tisch des Herrn. Viele Mitglieder unserer Kirchen sehnen sich danach, die Eucharistie in einem gemeinsamen Mal zu empfangen, und zwar als konkreten Ausdruck der vollen Einheit. Mich treibt der Schmerz all derer immer wieder um, die ihr ganzes Leben miteinander teilen, aber Gottes erlösende Gegenwart in der Eucharistie nicht teilen können. So hat auch dankenswerterweise Papst Franziskus in der schon benannten gemeinsamen Erklärung von Lund unsere gemeinsame Verantwortung dafür betont, dem geistlichen Hunger und Durst der Gläubigen zu begegnen, die die Einheit der Christen so sehr herbeisehnen. Darum fordert er dazu auf, unseren Einsatz im theologischen Dialog zu erneuern. Dieser ist über die Frage der Eucharistie hinaus für die gesamte sichtbare Einheit der christlichen Kirche wichtig. Die Taufe, das wissen wir sehr wohl, verbindet uns bereits und bringt zum Ausdruck, dass wir alle gemeinsam Teil des einen Leibes Christi sind. Darum sollten wir auch alles tun, was wir gemeinsam tun können – aber um des ehrlichen Dialoges und des Suchens nach der Wahrheit willen auch das vorerst unterlassen, wo wir wissen, dass wir darin noch nicht eins sind.

Wenn die Einheit der Kirchen nicht auf Sand gebaut sein soll, bleibt uns nichts anderes übrig, als die inhaltlichen Fragen engagiert, geduldig und in gegenseitigem Respekt vor den Positionen und Traditionen der jeweils anderen zu klären. Das ist die Hypothek, die wir aus 500 Jahren getrennter theologischer Entwicklung mit uns tragen. Dass dabei wirkliche Fortschritte möglich sind, haben die bereits erwähnte Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre (1999) und die Magdeburger Taufanerkennung (2007) gezeigt. Doch auch hier bleiben bei

näherem Hinsehen noch Fragen offen. Denn selbst die beiden Einigungen zur Rechtfertigungslehre und zur Taufe werden nicht von allen christlichen Kirchen mitgetragen, die in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland vertreten sind. So sehr für uns eine Verständigung zwischen Katholiken und Protestanten, besser gesagt Katholiken, Lutheranern und Reformierten von Bedeutung ist, so wenig ist damit schon das ganze Feld der Ökumene abgesprochen. Bei allen ökumenischen Bemühungen müssen wir auch die orientalischen und orthodoxen Kirchen mitdenken und einbeziehen, die zum Teil mit ihren Traditionen bis in die neutestamentliche Zeit zurückreichen.

Das Panorthodoxe Konzil auf Kreta, das im Juni des vergangenen Jahres nur nach äußerst intensiven Diskussionen ein Dokument zur Ökumene angenommen hat, hat deutlich gemacht, dass es auch innerorthodox zum Teil gravierende Unterschiede gibt. Weiter gilt es, die große und wiederum vielgestaltige Gruppe der Freikirchen und der pfingstkirchlichen Gemeinschaften zu berücksichtigen. Dass dies nicht nur Theorie ist, zeigt sich auch gerade hier in Ruhrgebiet. So hat die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Stadt Essen neun Mitglieder. In Duisburg sind es sogar 13 Mitglieder, unter anderem die griechisch-, russisch- und rumänisch und koptisch-orthodoxe Kirche, die Baptisten, die Methodisten die Selbständig-Evangelisch-Lutherische Kirche und die freikirchlichen Pfingstgemeinden. Die Welt ist hier im Ruhrgebiet zu Hause. Das gilt nicht nur für die vielen Nationalitäten, die hier zusammen leben, sondern auch für die Vielzahl der christlichen Kirchen und Gemeinschaften.

Natürlich handelt es sich bei den meisten Freikirchen und orthodoxen Kirchen bei uns um kleine Gruppen. Dies gilt allerdings nur, solange wir auf das Ruhrgebiet und auf Deutschland sehen. Weltweit übersteigt die Zahl der frei- und pfingstkirchlichen sowie der orthodoxen Christen bei weitem die der Lutheraner und Reformierten. Wir tun also gut daran, einerseits die Verständigung gerade zwischen Katholiken und Protestanten voranzutreiben, denn für die Ökumene hier im Ruhrgebiet wie in Deutschland ist das gewissermaßen die zentrale Achse. Gleichzeitig dürfen wir die anderen Kirchen nicht vergessen, denn auch sie sind unsere Geschwister im Glauben an den einen Christus.

V.

Die Einheit der Kirchen wird also – vorbehaltlich eines kräftigen Wehens des Heiligen Geistes – auch das Reformationsjahr 2017 nicht herbeiführen können. Dass die Theologen, Bischöfe und Kirchenleitungen inhaltlich noch dicke Bretter zu bohren haben, darf uns jedoch nicht davon abhalten, die konkrete ökumenische Zusammenarbeit auf allen Ebenen voranzutreiben. Papst Johannes Paul II. hat einmal davon gesprochen, dass in ökumenischer Verbundenheit und in ökumenischer Sehnsucht nicht alles *sofort* getan werden kann, dass wir aber tun *müssen*, was wir *heute tun können*, in der Hoffnung auf das, was *morgen* möglich sein wird (Johannes Paul II., Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 92, S. 117). Und in der Ökumene-Enzyklika „*Ut unum sint*“ – zu Deutsch: „Dass alle eins sind“ – schreibt derselbe Papst: „Die Beziehungen der Christen untereinander fordern schon jetzt *jede nur mögliche* praktische Zusammenarbeit auf den verschiedenen Ebenen: pastoral, kulturell, sozial und auch im Zeugnis für die Botschaft des Evangeliums“ (*Ut unum sint*, Nr. 40).

Haben wir da in der Ökumene nicht doch noch Luft nach oben? Natürlich weiß ich um die vielen ökumenischen Aktivitäten und Initiativen auf den unterschiedlichen Ebenen hier in Essen und in den anderen Städten der Ruhrbistums. Neben den ökumenischen Gottesdiensten

für die ganze Stadt, etwa zum Gedenken an die Reichsprogromnacht oder für die unbedacht Verstorbenen, gibt es viele solche Gottesdienste zu unterschiedlichen Anlässen in den Stadtteilen. Am Tag nach dem Anschlag auf den Weihnachtsmarkt in Berlin haben Sie, sehr geehrte Frau Superintendentin Greve, gemeinsam mit dem Stadtdechanten und dem Oberbürgermeister eine Andacht gehalten. Fast überall in Essen und im Ruhrgebiet wird der Weltgebets-tag der Frauen ökumenisch begangen. Es gibt ökumenische Bibelwochen oder -sonntage und den ökumenischen Jugendkreuzweg. Die Nacht der offenen Kirchen gehört ebenso zu den gemeinsamen Veranstaltungen wie Taizé-Gebete, ökumenische Passionsandachten oder Martinszüge. All das und vieles mehr, das ich hier nicht im Einzelnen aufzählen kann, zeigt, dass unser kirchliches Leben ohne Ökumene heute schon gar nicht mehr vorstellbar ist.

Für noch entscheidender und zukunftsweisender halte ich jedoch die praktische Zusammenarbeit der Kirchen in gesellschaftspolitischen, sozial-diakonischen und pastoralen Feldern. Im für Essen und für das Ruhrgebiet so wichtigen interreligiösen Dialog arbeiten Protestanten und Katholiken ebenso Hand in Hand wie bei den Aktionen gegen Fremdenfeindlichkeit und Aufmärsche von rechten Gruppierungen. Ein Grund für die Wirksamkeit der vielen kirchlichen Initiativen der Flüchtlingshilfe ist die Zusammenarbeit über die Konfessionsgrenzen hinweg. Ein gutes Beispiel dafür, wie weit die praktische Zusammenarbeit gehen kann, ist die Telefonseelsorge für Duisburg, Mülheim und Oberhausen, die von unseren beiden Kirchen gemeinsam getragen wird. Anderswo gibt es ökumenisch organisierte Kleiderkammern, Mittagstische oder Hospizgruppen. Auch hier wäre es doch völlig unangemessen, nebeneinander her zu arbeiten, oder noch absurder, sich gegenseitig Konkurrenz zu machen.

Das Grundprinzip unserer kirchlichen Angebote muss aus meiner Sicht auf allen Ebenen noch stärker das gemeinsame Planen und Handeln sein. Um es etwas überspitzt zu sagen: Ökumene kann heute nicht darin bestehen, dass jeder seine Dinge plant und umsetzt, und man sich anschließend zu einem gemeinsamen Gottesdienst trifft. Ökumene darf nicht die lästige Zusatzaufgabe sein, für die dann noch Zeit ist, wenn jeder sein eigenes pastorales Programm erledigt hat. Die Chance der Ökumene liegt vielmehr darin, sich durch die Zusammenarbeit gegenseitig zu stärken, zu stützen und zu entlasten. Überall dort, wo wir als Christen durch unser Engagement das Evangelium bezeugen, wo wir als von Christus erlöste Menschen das heilende Handeln Gottes konkret in dieser Welt erfahrbar machen, sollten wir prüfen, ob wir dies nicht gemeinsam, arbeitsteilig oder auch in Absprache stellvertretend tun können. Am Ende wäre nicht das gemeinsame ökumenische Handeln begründungspflichtig, sondern zu begründen wäre, warum man in einer Aufgabe *nicht* ökumenisch zusammenarbeitet.

VI.

Unser Nachdenken über den Weg zu einer vertieften Gemeinschaft der Konfessionen – dies sei noch angemerkt – findet statt in einer Zeit, die von einem epochalen Umbruch des kirchlichen Lebens in Deutschland geprägt ist. Die Zahl der Christen und mit ihr die Prägekraft des Christlichen in der Gesellschaft nehmen ab. Die traditionellen Formen kirchlichen Lebens verlieren dramatisch an Bedeutung. Durch die Aufgabe und zum Teil den Abriss von Kirchen wird dieser Wandel, der sich schon länger angekündigt hat, den meisten Menschen erst jetzt richtig bewusst. Katholische und evangelische Kirchengemeinden befinden sich in einem Entwicklungsprozess, mit dem sie auf eine sich schnell verändernde Gesellschaft und eine veränderte Rolle der Kirche(n) in der Gesellschaft reagieren müssen. Viele traditionelle, volkskirchliche Formen von Seelsorge und gemeindlichem Leben tragen nicht mehr in die

Zukunft. Wir werden lernen müssen, den christlichen Glauben in Wort und Tat auf neue Weise zu bezeugen, mit weniger hauptberuflichem Personal, weniger Gebäuden, weniger Geld. Wir müssen uns von einer Kirchengestalt verabschieden. Wir stehen an der Schwelle zu einer neuen Weise, Kirche zu sein, und wissen noch kaum, wie diese zukünftige Kirche aussehen kann. Oftmals ist es noch gar nicht angesagt zu säen, sondern zuerst den Boden zu bereiten für Neues, also den Acker zu bestellen, damit andere zu säen beginnen können, wann auch immer.

Dabei werden neue Formen einer missionarischen Präsenz wichtig, ebenso wie eine Entdeckung des charismatischen Grundzuges der Kirche neben ihrer institutionellen Stärke und schließlich eine neue, ganz persönliche Hinwendung zu Jesus Christus. Für unser Bistum haben wir dies in den sieben Worten unseres „Zukunftsbildes“ zusammengefasst: Wer sich als *berührter* und *wacher* Christ, als *lernend* und von Gott *gesendet* versteht, *nah* und *wirksam* bei den Menschen und ihren *vielfältigen* Lebensentwürfen, der bildet den Kern von Kirche. Ein solches Profil des Christlichen führt uns weit über den Raum der eigenen Konfession in die ökumenische Weite eines Miteinanders aller Christen. Nur gemeinsam werden wir zu einer neuen, glaubwürdigen überzeugenden Form des Christseins in unserer modernen Welt finden.

VII.

Zuletzt gilt es daran zu erinnern, dass Ökumene immer auch eine geistliche Suchbewegung ist. Wir müssen suchen, um zu finden, was Gott heute von uns will. Unsere legitimen Verschiedenheiten der Formeln, Formen und theologischen Traditionen können und dürfen wir dabei nicht verleugnen, sondern müssen sie im Sinne einer gegenseitigen Ergänzung verschiedener Gaben gemeinsam fruchtbar machen. Die ökumenische Haltung von Anerkennung, Wertschätzung und Würdigung macht es möglich, gemeinsam mit bleibenden Anfragen und berechtigten Einsprüchen einen Dialog zu führen, der die Andersheit des Anderen nicht primär als eine Bedrohung und Infragestellung der eigenen Geschichte und Traditionsbindung versteht, sondern als Bereicherung und Herausforderung.

Uns Katholiken leitet in diesem Zusammenhang vor allem der Wunsch nach einer „sichtbaren Gemeinsamkeit“ in „versöhnter Verschiedenheit“ und in „gemeinsam verpflichtender Verbundenheit“, die alle Christen umfasst und mehr ist als lediglich ein äußerer institutioneller Rahmen oder ein formaler Zusammenschluss. Die Zielperspektive ist für uns Kirchengemeinschaft als Glaubensgemeinschaft. Dabei werden die Unterschiede nicht aufgelöst, verlieren aber ihren Kirchen trennenden Charakter. Eine Kirche, der die Einheit wieder geschenkt ist, wird nicht uniform sein. Es wird eine reiche und vielfältige Einheit sein, die viel Farbe, viele Formen und Sprachen wie Eigentraditionen kennt, aber eben „eine“ Kirche ist, deren Einheit nicht im Unsichtbaren liegt.

Aus tiefster Überzeugung wissen wir, dass wir uns für diesen Weg nur bereiten können und vor allem Gott bitten müssen, in der Kraft seines neu schaffenden, lebendigen, kreativen Geistes diese Einheit herzustellen. Papst Franziskus hat dies sehr schön mit folgenden Worten ausgedrückt: „Nur der Heilige Geist kann die Verschiedenheit, die Vielfalt hervorrufen und zugleich die Einheit bewirken. Wenn wir es sind, die die Verschiedenheit erzeugen wollen und uns dabei in unseren Partikularinteressen und Exklusivismen verschließen, schaffen wir Spaltung; und wenn wir es sind, die nach unseren menschlichen Plänen die Einheit herstellen

wollen, führen wir schließlich Uniformität und Vereinheitlichung herbei“ (Homilie in der Heilig Geist Kathedrale in Istanbul, November 2014). Vertrauen wir betend und bittend auf die die Einheit aller Christen schaffende Kraft von Gottes Geist und tun wir alles, was uns möglich ist, um diese Einheit zu befördern, „... damit [wirklich] alle eins seien“ (Joh 17,21). Amen.